...den der
...acht end
...en auch
...Nacht
...auf

Erfolg &

1. Zusammenkom
ist ein Beginn.

Kraft

Frieden

Zusammenbleiben
in Fortschritt.

Wird gut

ammenarbeiten
in Erfolg.

...ehlichkeit
...Von
1978
Anfang
Beste

leicht nachdenken < außer wichtig
FICKT DAS SYSTEM <<<

JULIA WEBER

„HERUM- LUNGERN“ ALS EIGENSINNIGE ALLTAGSPRAXIS

Kurfürstenstraße, Hermannplatz, Park Hasenheide, Nollendorfplatz, Savignyplatz, Maybachufer, Kottbusser Tor, Friedrichstraße, Alexanderplatz, Hohenstaufenplatz, Rüdeshheimer Platz. Stundenlang, kilometerweit durchstreifte ich öffentliche Orte in Berlin-Mitte, Kreuzberg, Neukölln, Wilmersdorf und Charlottenburg und hielt Ausschau nach Menschen, die „herumlungerten“. Auf meinen langen Wegen begegnete ich einer Unmenge von Menschen, deren Praktiken sich als „Herumlungern“ deuten ließen: Menschen, die am Straßenrand bettelten; Punks, die mich anschnorrten; Obdachlose, die ihr Nachtlager unter einer Brücke aufschlugen; Jugendliche, die in Parkanlagen laut Musik hörten, Gras rauchten und Bier tranken; ältere Menschen, die Mülleimer systematisch nach Pfandflaschen durchforsteten; DealerInnen, die in U-Bahnhöfen Heroin verkauften. Je länger ich ging und je tiefer ich in die Stadt Berlin eintauchte, umso mehr schien mir mein Erkenntnisgegenstand „Herumlungern“ zu entgleiten; er wurde zusehends unfassbarer und ambivalenter. Mir wurde bewusst, dass ich Menschen auf der Straße, in Parkanlagen und auf Plätzen aufgrund ihres äußeren Erscheinungsbilds, ihrer Verhaltensweisen, ihrer Gangart als potenzielle „Herumlungernde“ identifizierte, dass ich durch meine Zuschreibungen dominante gesellschaftliche Diskurse über die Praktik des „Herumlungerns“, die oft mit Untätigkeit gleichgesetzt und mit einer gewissen Verdächtigkeit assoziiert wird, aktiv reproduzierte. Doch was bedeutet „Herumlungern“ überhaupt?

Laut Online-Duden (Duden 2017) bedeutet das Verb „herumlungern“: „nichts zu tun wissen und sich irgendwo untätig aufhalten“. Diese Beschreibung formuliert eine negativ konnotierte Außenperspektive: Ein Mensch „lungert herum“, weil er nicht weiß, was er tun will, das heißt, keine konkreten Absichten und Ziele verfolgt. Dieses alltagssprachliche Verständnis von „Herumlungern“ wird oft mit einem sicherheits- und ordnungspolitischen Diskurs verknüpft. Dabei wird „Herumlungern“, wie im Online-Duden, meist als negativ konnotierte Fremdbezeichnung verwendet und dient als Überbegriff für unterschiedliche Praktiken wie Schlafen, Herumstehen, Herumsitzen, Betteln und langsam Gehen an öffentlichen Orten. Den „Herumlungernden“ wird die (un-)bewusste Absicht unterstellt, sich dem bürgerlichen Arbeits- und Konsumethos entziehen zu wollen. Insbesondere Angehörige von bestimmten sozialen Gruppen wie Obdachlose, BettlerInnen, Punks und Asylsuchende, welche die Behörden aus gewissen städtischen Innenräumen verdrängen wollen (Rolshoven 2014: 8–9; Litscher 2017:

130–132), stehen im Fokus derartiger Fremdzuschreibungen. Ihre Verhaltensweisen werden als potenzielle Bedrohung der öffentlichen Sicherheit interpretiert.

In meiner ethnografischen Feldanalyse hinterfragte ich die dominanten alltagsweltlichen und ordnungs- und sicherheitspolitischen Diskurse über das „Herumlungern“. Ich untersuchte die sozial und kulturell wirksamen Potenziale, die sich hinter den sicht- und beobachtbaren Oberflächen von Praktiken des „Herumlungerns“ einer Gruppe von Langzeiterwerbslosen verbergen, die sich regelmäßig an einem selbst gestalteten Treffpunkt am Hohenstaufenplatz, im Volksmund „Zickenplatz“, versammelt. Im Besonderen interessierte mich die Innensicht der Gruppe auf ihre Praktiken des „Herumlungerns“. Dabei standen die subjektiven Wahrnehmungen, Erfahrungen, Erinnerungen und Wünsche, welche die Gruppe mit ihren Praktiken verbindet, im Vordergrund. Bei der untersuchten Gruppe handelt es sich um Menschen, die zwischen 50 und 65 Jahre alt sind und aus dem Handwerks- und ArbeiterInnen-Milieu stammen. Sie sind langzeiterwerbslos, leben von Arbeitslosengeld II und leiden an unterschiedlichen gesundheitlichen Problemen, unter anderem an Alkoholabhängigkeit. Der harte Kern der Gruppe, fünf Personen, trifft sich fast täglich an diesem Ort und wohnt im sogenannten Graefekiez, der sich durch die seit den 2000er Jahren stattfindenden rasanten Gentrifizierungsprozesse stark verändert hat.

In methodischer Hinsicht erschloss ich mir den Treffpunkt am „Zickenplatz“, die Menschen und ihre Praktiken „herumlungernd“. Damit stellte „Herumlungern“ mein Erkenntnisobjekt wie auch mein methodisches Vorgehen dar. Die teilnehmende Beobachtung über drei Wochen hinweg stellte den Kern dieser Vorgehensweise dar. Dazu gehörte, dass ich mich einerseits den vorgefundenen situativen Praktiken der Personengruppen aussetzte und andererseits mein „eigenes strategisches Spiel der Wissenserzeugung“ (Breidenstein 2015: 42) betrieb. Meine Rolle oszillierte somit zwischen Nähe – dem Dabeisein und Miterleben – und analytischer Distanz. Um Daten zu gewinnen (und diese später auszuwerten) setzte ich verschiedene Aufzeichnungsinstrumente ein: Ich nutzte einen Audiorecorder, um Gespräche aufzuzeichnen, und ein Feldtagbuch, um meine (visuellen) Feldwahrnehmungen und -beobachtungen darzulegen und zu reflektieren. Die Gesprächs- und Interviewdaten erwiesen sich als äußerst bedeutsam: Sie ermöglichten mir einen Einblick in die subjektiven Wahrnehmungen, Erfahrungen, Wünsche und Ausdrucksweisen, welche die untersuchten Personen mit ihren Praktiken verbinden.

Der vorliegende Text besteht aus zwei Bausteinen. Zunächst geht es um meine persönlichen Wahrnehmungen und Beobachtungen des Orts, der Menschen und ihrer Praktiken sowie um meine Involviertheit ins Feldgeschehen. Dieser narrative Text ist mit verdichteten Direktziten der „Zickenplatz“-Gruppe angereichert. Im zweiten Textbaustein nehme ich eine analytisch-reflektierende Haltung ein und interpretiere meine Beschreibungen und Direktzitate entlang der oben formulierten Fragestellung nach der sozialen und kulturellen Wirksamkeit von Praktiken des „Herumlungerns“.

Ich bin zu Fuß unterwegs, im Graefekiez, einer Wohngegend mit Gründerzeitbauten im Süden Kreuzbergs, zwischen Hermannplatz und Südsterne. Großbürgerliche Fassaden, grün gesäumte Straßen aus Pflasterstein, schicke Cafés und Designerläden, italienische Eisdielen. Menschen, denen ich auf meinem Weg durch den Kiez begegne, unterhalten sich auf Englisch, Deutsch und Französisch. In den vergangenen 15 Jahren seien hier, wie mir erzählt wird, viele Wohnungen in Eigentumswohnungen umgewandelt worden. Die Mieten seien gestiegen, nur noch gutverdienende Menschen könnten es sich leisten, hier zu wohnen. Ich lasse mich treiben, in Gedanken versunken. Es ist ein heißer und schwüler Nachmittag im August 2017. Plötzlich fällt mir ein älterer Mann mit Brille und glattem, langem, grauem Haar ins Auge, hager, in schwarzer Kleidung und mit weißen Stoffhandschuhen, an einem Holztisch sitzend, neben Altglascontainern. Er zieht meinen Blick an, seine Stoffhandschuhe irritieren mich. Popmusik dröhnt aus einem Lautsprecher, der auf dem Tisch steht. Ein Mann in seinen frühen 60ern und eine Frau Ende 50 sitzen neben ihm auf Festbänken. Sie sind in ein heftiges Gespräch vertieft, die Frau lacht schallend. Ich frage sie, ob ich mich zu ihnen setzen und sie zum Thema „Herumlungern“ befragen dürfe. „Wir sind doch keine Straßenhocker!“, sagt die Frau energisch. „Ich sitze nur hier. Wegen ihnen. Wir sind Freunde, gute Freunde. Wir kennen uns jahrzehntelang“. Ich erröte. „Bier trinken ist

nur eines unserer Hobbys“, sagt der Langhaarige, lacht und lädt mich an ihren Tisch ein, unter alten Linden, auf 50 Meter über Meer. Cornelia, Uwe und Christian heißen die drei. Unser Gespräch kreist um die seit den 2000er Jahren stattfindende rasante Gentrifizierung im Kiez. Die Angst, demnächst aus den Mietwohnungen rausgeschmissen zu werden, würde allen tief im Nacken sitzen. Der Verdrängungsdruck auf Ärmere und Alt-ingesessene wachse. „Kiez, man sieht sich, man kennt sich. Das ist vorbei. An manchen Tagen sehe ich niemanden auf der Straße, den ich kenne. Wenn ich Pech habe, bin ich der Letzte, der übrigbleibt“, sagt Uwe. „Man merkt, der Wahnsinn kommt auch unten an, in unserer Gemeinschaft. Die Leute haben Angst. Entweder du gehst schnell oder du bleibst stehen.“ Er sei der Langsamste überhaupt. Seine Armbanduhr habe er ein für alle Mal abgenommen. „Seit meinem Herzinfarkt habe ich nicht mehr gearbeitet, ich lebe von 300 Euro nach allen Abzügen, am Rande des Existenzminimums. Irgendwie komme ich durch. Ich muss mich halt einschränken, mal weniger, mal mehr.“ Nun sitze er hier, ob Winter oder Sommer. Wenn es bitterkalt sei, stecke er die Flasche in die Innentasche seines Mantels, damit das Bier warm bleibe. Gegen Abend gesellen sich weitere Menschen zu uns. Sie sind sich offenbar vertraut. Sie quatschen, lauter und lauter, es fließen Unmengen von Bier. Es ist einer dieser lauen Sommerabende, der Asphalt ist noch warm von der Mittagshitze. Wir sitzen zusammen, in einer dichten Haschisch-Rauchwolke, auf dem Hohenstaufenplatz, im Volksmund „Zickenplatz“, wo im 19. Jahrhundert mit Ziegen, Schafen und Kleinvieh gehandelt wurde.

Zurück in Zürich transkribiere ich das Gespräch, das ich bei meinem Besuch auf dem „Zickenplatz“ aufgezeichnet habe. Dann wird es Herbst, und auch die Wintermonate verstreichen langsam. Ich denke nur wenig an die Menschen vom „Zickenplatz“. Im Frühling 2018 nehme ich die Gesprächs-Transkripte

hervor und schaue eine Fotografie an, die ich im vergangenen Sommer machte. Sie zeigt den Holztisch, drei Plastikstühle und zwei Festbänke, ohne Menschen. Das ist der Treffpunkt, wo sich die Alteingesessenen aus dem Graefekiez versammeln. Sie zählen zu den wenigen, die sich das Wohnen im Kiez noch leisten können, da sie alte Mietverträge¹ haben. Im Zuge dieser „verteufelten Gentrifizierung“ hätten sie bereits viele Freundinnen und Freunde verloren; mindestens zwei Drittel der Menschen, die früher im Kiez wohnten. Sie seien an den Stadtrand verdrängt worden, viele nach Marzahn, oder weiter weg. Andere seien verstorben.

¹ Altmietverträge in Berlin sind für die MieterInnen günstig im Hinblick auf Kündigungsfrist, Mieterhöhungen etc. Im Graefekiez werden AltmietlerInnen zunehmend aus ihren Wohnungen verdrängt, weil EigentümerInnen die Mieten durch Neuvermietungen vervielfachen können. Außerdem werden viele Mietwohnungen in Eigentumswohnungen umgewandelt. Sowohl die Neuvermietungen wie auch die Umwandlungen führen zu einer Verdrängung der BewohnerInnen aus ihrem Kiez.

Den August 2018 verbringe ich wieder in Berlin. Ob Cornelia, Uwe und Christian wohl noch hier sind? Oder haben sie ihren Platz räumen müssen? Wurden sie vielleicht gar aus ihren Mietwohnungen herausgeschmissen? Noch am Abend meiner Ankunft – wie immer wohne ich im Bezirk Kreuzberg-Neukölln, dieses Mal in einem Zimmer an der Karl-Marx-Straße 45 – spaziere ich in der Dämmerung auf den Hohenstaufenplatz. Bereits von weitem erblicke ich Uwes Silhouette, der „DJ am Zickenplatz“. Er sitzt am mit Bierflaschen beladenen Holztisch, wild gestikulierend. Ich gehe näher, ein deutscher Schlager erklingt aus dem Lautsprecher. Ein mir unbekannter Mann sitzt neben ihm auf der Festbank. Wir begrüßen uns. Ich bemerke sofort, dass der Lautsprecher merklich größer geworden ist. „Wir haben vorwärts gemacht“, sagt Uwe schmunzelnd. Er trägt einen hellbeigen Strohhut, bestückt mit einer Feder und einem Traumfänger. Er hat wieder seine graue Kühltasche dabei. Seine Tagesration – sechs Flaschen Meisterfels, je 32 Cent – habe er bereits intus, sagt er. Ich lade ihn und seinen Kollegen Oli auf ein Berliner Kindl ein, das ich im Späti auf der gegenüberliegenden Straßenseite kaufe. Uwes Lieblingsbier, denn es sei besonders magenfreundlich. Es wird Nacht. „Die Straßenlaternen aus Gußeisen

sind in Revision. Nur noch wenige Menschen wagen sich noch abends auf den Platz. So haben wir unsere Ruhe“, sagt Oliver. In der Dunkelheit tauschen wir uns über Menschen aus, die ich im vergangenen Juni hier antraf. Einige seien verschwunden, andere tauchten nur noch selten auf. „Wir sind eine aussterbende Spezies“, sagt Uwe. Rosi, eine „Feucht-Messi“, sei gegen ihren Willen in ein Altenheim gesteckt worden. Im letzten Sommer lebte sie noch mit ihrem Hab und Gut im Garten einer Freundin, die in einem frisch sanierten Gebäude wohnte, das früher zum Urbankrankenhaus gehört hatte. Sie war tag-ein und tagaus mit ihrem Rollator unterwegs und sammelte alles, was sich auf der Straße fand: Bierdeckel, Münzen, Plastiksäcke, Steine, Zigarettentummel, Federn. Kerstin würden sie auch kaum noch sehen. Sie wolle ihr altes Ego hinter sich lassen. „Alle zwei Tage macht sie einen Milchtag“, sagt Uwe. Ich frage ihn, ob ich die nächsten drei Wochen hier verbringen dürfe. Er willigt ein.

Täglich besuche ich die Menschen vom „Zickenplatz“. Es ist ein furchtbar heißer August, die Sonne brennt auf den Platz, die Blätter der Linden verdorren, es herrscht Wassernotstand in Berlin. Ich gleiche meinen Tagesrhythmus an jenen der Gruppe an. Die Leute versammeln sich erst am späten Nachmittag vor Ort, ab 17 Uhr, im Schatten der Linden. Es riecht nach Urin, streng und fischig, weil einige sich immer wieder zwischen den Glascontainern erleichtern. Die öffentliche Toilette für 50 Cent am Kottbusser Damm sei ihnen schlichtweg zu teuer. Es wird viel geraucht und viel getrunken. Man tauscht sich aus über Trump, Fußballländerspiele, Philosophie, das Jobcenter und Autorennen. Die leeren Pfandflaschen, die sich auf dem Holztisch türmen, werden immer wieder in den Spätverkauf gebracht und gegen volle Flaschen eingetauscht. Wem das Geld ausgeht, lässt sich den Biereinkauf anschreiben. „I. B., bitteschön.“ Auch ich hole mir immer wieder ein Bier und

setze mich danach an den Holztisch zurück. Manchmal gebe ich eine Runde aus. Ich bin nicht trinkfest genug, ich kann nicht mithalten. Meine Tage am „Zickenplatz“ sind lang. Ich harre aus. Christian, Cornelia, Oliver und Uwe sind jeden Tag vor Ort. Es gesellen sich immer wieder neue Gäste zu uns, offenbar alte FreundInnen und KollegInnen, die unangemeldet erscheinen, ehemalige KreuzbergerInnen, die teilweise länger als eine Stunde mit den öffentlichen Verkehrsmitteln angereist sind. Auch am Rande von Berlin würde es zunehmend teurer, erzählt man mir immer wieder, es sei vorbei. Ich werde den Gästen als „Schweizerin“, „Studentin“, „Informationskünstlerin“ oder „Reporterin“ vorgestellt. Immer bin ich die Jüngste am Holztisch. Die Stimmung ist jeden Tag anders, sie verändert sich mit den Menschen, die hier sitzen. „Klar, wir haben auch mal Meinungsverschiedenheiten. Aber was soll's, das ist halt so. Hier kann man auch gehen, wenn es dir nicht passt, da vorne stehen noch ein paar Bänke.“ Uwe weist mit dem Zeigefinger in Richtung Kottbusser Damm.

Am Ende der ersten Woche schenkt mir Uwe eine Art Kette, eine silberne Hand an einem Lederband. Daraufhin entwickelt sich eine vertrauensvolle Beziehung zwischen mir und dem „Zickenplatz“-Treff. Sie erzählen mir von ihren gesundheitlichen und psychischen Problemen, die sie täglich in die Knie zwingen, den teuren Kneipen, dem knappen Hartz-IV-Geld, der fehlenden staatlichen Unterstützung, den Ressentiments, die sie von vorbeigehenden Menschen im Graefekiez zu spüren bekommen. Sie erzählen mir aber auch, dass sich in jüngster Zeit überraschenderweise „normale“ und „intelligente“ Leute zu ihnen setzen würden, beispielsweise ein Italiener, der am Platz wohnt und ihnen kürzlich einen Teller Pasta servierte. Das gäbe ihnen das Gefühl, dazuzugehören. „Viele Nachbarn kommen jetzt auch raus. In den vergangenen Jahren hat sich mehr Außenkultur entwickelt, in allen Köpfen. Wir haben es

ihnen vorgemacht! Viele trauten sich früher nicht, draußen zu sitzen. Sie dachten wohl, sie seien dann so Außenseiter wie wir“, sagt Cornelia. Viele Gespräche über den Treffpunkt entstehen aus dem Moment heraus, in Abhängigkeit von den Menschen, die sich dort aufhalten. Ein Gespräch entwickelt sich aus dem anderen. Wenn ich die Erlaubnis habe, zeichne ich die Gespräche mit dem Audiorecorder auf.

„Party machen: woanders. Drogen dealen: woanders. Messerstechereien: woanders. Das Ordnungsamt lässt uns in Ruhe, solange wir den Platz sauber halten“, erzählt Christian. „Wenn einer sturzbetrunken ist, Streit anzettelt, Bierflaschen rumschmeißt, regeln wir das unter uns: Jetzt reicht’s, Platzverbot! Nur wenn Blut fließt, informieren wir die Kiezpolizei. Zwei bis drei Mal pro Woche fegen wird den Platz“, fügt Oliver hinzu. Der Treffpunkt sei das letzte „Reservat“, das sie noch eigenmächtig gestalten könnten. Das Aufblitzen des Begriffs „Reservat“ lässt mich erahnen, dass Verbindungen zwischen dem ehemaligen Westberlin und der Gruppe am „Zickenplatz“ bestehen. Ich frage nach. Uwe nickt und erzählt: Auch das abgeschlossene Westberlin sei ein „Reservat“ gewesen, in dem sich Freaks, AussteigerInnen, Schwule und Lesben herumtrieben. Sie setzten sich für ein freies und selbstbestimmtes Leben ein. Damals war der Graefekiez eine heruntergekommene Gegend, ein „Einfacher-Leute-Kiez“. Die Häuser waren baufällig, die Fassaden bröckelten, überall waren noch Einschusslöcher vom Zweiten Weltkrieg zu sehen. Viele Wohnungen standen leer. Über Mund-zu-Mund-Propaganda bekam man eine Wohnung. Wo keine Gardinen hingen, konnte man einziehen. Viele MieterInnen vom „Zickenplatz“ zogen in den 1980er Jahren nach Kreuzberg, weil sie nicht zur Bundeswehr wollten, homosexuell waren oder vor der Stasi aus der DDR flohen. Damals saß man im gleichen Boot. Man wusste, wer man war: Berliner FrontstädterIn. „Ich kannte die meisten im Kiez, die meisten kannten

mich. Wir lebten miteinander, nicht gegeneinander. In den Kneipen trafen sich alle, vom Penner zum Professor. Alle durften rein, solange sie nicht auf den Tresen kotzten. Wir mussten miteinander klarkommen. Wir konnten nicht wegrennen. Seit der Wende fehlt der Gemeinschaftsgeist im Kiez. Alle denken, ihre Egos aufplustern zu müssen“, sagt Uwe.

„Früher tranken wir unser Bier aus dem Glas, heute aus der Flasche“, sagt Oliver. Sie erzählen mir, dass sich die „Szene“ vom „Zickenplatz“ früher im *Schlawinchen* traf, einer Berliner Urkneipe, einige Hundert Meter vom Platz entfernt. Als 2006 Hartz IV eingeführt wurde, konnten sie sich die Kneipen nicht mehr leisten. Sie ließen sich am „Zickenplatz“ nieder, um gemeinsam in Ruhe ihr selbstgekauft Bier zu trinken. Damals saßen sie noch auf dem Fahrradständer, das tat weh nach ein paar Stunden. Gegen Ende der zweiten Woche erfahre ich von Uwe, dass ein schillerndes „Kreuzberger Original“ namens Mario den Treffpunkt am „Zickenplatz“ gegründet habe. Niemand wusste genau, woher er kam. Wie ein Deutscher sah er nicht aus, sagt man mir immer wieder. Vermutlich sei er zu einem Fünftel indianischer Herkunft gewesen. Mario kam in den 1980er Jahren aus der DDR nach Westberlin und steckte tief in der Drogen-, Club- und Rotlichtszene. „Er war schon ein schlimmer Finger und verlor auch ab und zu mal den Überblick“, sagt Oliver. Er war ehemaliger DJ der größten Diskothek Berlins, Ex-Junkie, Ex-Zuhälter und Vater von fünf Kindern. Im Oktober 2016 starb er an Leberkrebs, sehr früh, 63-jährig. Jeder erbte eine Platte Haschisch und einen 100-Euro-Schein.

Uwe zeigt mir Fotos von Marios Hauspartys um 2006. „Der Stammsitz von Mario“, sagt er stolz. Ein Wohnzimmertisch, übersät mit vollen, halbleeren und leeren Bierflaschen, ein überquellender Aschenbecher, Rauchschwaden hängen in der

Luft. Auf den Fotografien erkenne ich einige Gesichter wieder: Uwe, Kerstin, Detlev, Christian. Uwe posiert engumschlungen mit seiner damaligen Freundin auf einem Sofa, im Hintergrund Bücherregale, gefüllt mit CDs und Indianerfiguren aus Porzellan. Ein Federschmuck und ein Poster von Sitting Bull hängen an der Wand. Viele Menschen auf den Bildern erkenne ich nicht. „Franzi ist tot, Marina ist tot, Iris ist tot. Keine hat’s bis zur Rente geschafft. Prost auf Bernd. Anfang Jahr ging auch er, sein letztes Hartz-IV-Geld brachten wir ins Wirtshaus. Auch Jürgen, der Bootsmann, schluckte nur hochprozentigen Wodka, 180 Liter im Jahr. Wie er in den Landwehrkanal reinfiel, weiß keiner. Seine Leiche trieb kopfüber im Hafen, im Februar 2014, das Wasser war eiskalt“, sagt Oliver. Mario, mit pechschwarzem Haar, funkelnden Augen, dunklem Teint und einem Vokuhila, grinst auf einem der Bilder breit in die Kamera, seine Reihe schneeweißer Kunstzähne ist nicht zu übersehen.

„Mario vertickte von Montag bis Freitag Haschisch, jeweils von 14 bis 17 Uhr, 5 Euro das Gramm. Er war unser Haus- und Hofdealer am Platz und hatte die besten Preise. Er half aus, wo er konnte. Er gab weiter, wenn er was hatte. Er hatte immer genug, mal Bares, mal Haschisch. Er brachte uns durch den Monat, wenn die Knete knapp war“, erzählt Oliver. Dann kam offenbar eins nach dem anderen. „Wir sind halt relativ kultiviert“, sagt Cornelia. Sie erzählt mir, dass plötzlich ein Tisch dastand, zuerst zwei Glastische und ein Marmortisch und dann ein Holztisch. Die Glastische wurden abtransportiert von amerikanischen Studentinnen, die sich neu einrichteten, der Marmortisch auch. Der Holztisch blieb stehen. Die Festbänke schenkte ihnen der Wirt von der Kneipe nebenan, als er Möbel aussortierte. Sie kratzten Geld zusammen, jeder ein paar Euro, kauften drei Fahrradschlösser und ketteten die Bänke fest. Sie machten einen Müllsack am Tisch fest und hingen einen Besen und einen Eimer an den Baum.

„Soll ich mit den Steuern meinen eigenen Untergang finanzieren?! Hier, wo ich eine Aufgabe habe, sitze ich“, meint Oliver stolz. „Wir führen das Erbe von Mario weiter. Die Leute zurechtzuweisen, wenn sie Scheiße bauen und fördern, wenn sie gut sind.“ Christian fügt hinzu: „Hier werden halt so kleine Geschäfte gemacht. He, bring mir mal eine Waschmaschine. He, hilf mir mal beim Malen. Oder he, kannst du mir mal beim Tragen helfen oder Fahrrad pumpen? Selbstorganisation, so einfach funktioniert es. Veränderung muss von unten heraus passieren. Wir brauchen unbedingt Nachwuchs, irgendeiner muss das ja weiterführen! Die vielen Studenten im Kiez sind für nichts zu gebrauchen.“

Meine Zeit am „Zickenplatz“ neigt sich dem Ende zu. Uwe organisiert eine Grillparty für mich. Das Grillieren fällt ins Wasser, es ist zu regnerisch. So sitzen wir zu fünft – Detlev, Uwe, Oli, Cornelia, Christian und ich – am Holztisch, unter den Linden, auf 50 Meter über Meer. Immer wieder findet ein Regentropfen seinen Weg durchs Blätterwerk der tief herabhängenden Äste auf meinen mit Thunfischsalat gefüllten Teller. Ich friere, es ist der erste kühle Tag nach der langen Hitzewelle. Cornelia übergibt mir eine Packung Merci, Schokolade in Stäbchenform, und eine Postkarte mit einer leuchtend gelben Glockenblume drauf: „Liebe Julia, danke für deinen Besuch bei uns in Kreuzberg an der Zicke!! Bleib wie du bist!! Und alles, alles Gute. Bist uns jederzeit willkommen. Du passt in die Welt.“

Welche sozial und kulturell wirksamen Potenziale verbergen sich hinter den sicht- und beobachtbaren Praktiken des „Herumlungerns“ am „Zickenplatz“? Die Praktiken der sich dort versammelnden Menschen – etwa Bier trinken, sich unterhalten, gemeinsam Musik hören – deutete ich zunächst als Formen des kollektiven Nichtstuns und der Untätigkeit. Auch der Umstand, dass die „Zickenplatz“-Gruppe mehrheitlich langzeiterwerbslos ist und sich regelmäßig, insbesondere nachmittags, an diesem Ort trifft, also zu Tageszeiten, wenn andere Menschen auf der Arbeit sind, legt diese Interpretation nahe. Diese eher negativ konnotierten Fremdzuschreibungen beschreiben jedoch lediglich

die sicht- und beobachtbaren Oberflächen ihrer Praktiken und Routinen. Die historisch gewachsenen solidarischen und fürsorgenden Potenziale hingegen sind von außen nicht erkennbar. Ich lernte sie durch mein Dabeisein und Miterleben sowie in vielen, über einen Zeitraum von drei Wochen vor Ort stattfindenden Gespräche kennen.

Der harte Kern der Gruppe hat sich über die Zeit als „Stammtisch“ im öffentlichen Raum organisiert, weil er sich seit der Einführung von Arbeitslosengeld II die Kneipen nicht mehr leisten kann. Die Gruppe verlagerte somit ihren Stammtisch in der Urkneipe *Schlawinchen*, an dem sie sich früher versammelten, in einen anderen öffentlichen Raum. Mit dem Begriff „Stammtisch“ bezeichne ich nicht nur den Holztisch am „Zickenplatz“, an dem sich die Leute regelmäßig treffen, sondern auch die historisch gewachsene Gruppe von Menschen, die aufgrund ihrer ähnlichen Lebenssituation, die durch Angst vor Verdrängung, Langzeiterwerbslosigkeit und ihre Zugehörigkeit zur ehemaligen Westberlin-Szene gekennzeichnet ist, kollegial und freundschaftlich miteinander verbunden sind. Zum einen strukturieren sie durch das gemeinsame „Herumlungern“, das durch feste Anwesenheitszeiten geprägt ist, ihren Alltag. Zum anderen unterstützen sie sich gegenseitig in alltäglichen Belangen, etwa bei Malerarbeiten, Einkäufen oder im Falle von Geldknappheit. Das heißt, ein Raum für eine solidarische und fürsorgende Vergemeinschaftung wird in situ erprobt. Diese gelebte Kultur des Miteinanders geht ganz offensichtlich auf Mario alias „der Indianer“ zurück. Unter der Gruppe vom „Zickenplatz“ gilt er als Gründervater dieses Treffpunkts, weil er mit seinen regelmäßigen Anwesenheitszeiten die Praxis des Füreinander-Daseins vor Ort vorgelebt hat und auf diese Weise etablieren konnte. Trotz seines frühen Todes genießt er noch immer einen hohen Status in der Szene: Mario ist für die Menschen am „Zickenplatz“ eine zentrale Erinnerungsfigur, die für ein selbstbestimmtes Leben steht. Die individuellen und gemeinsamen Erinnerungen an ihn haben sich tief ins kollektive Gedächtnis dieser Gruppe von Menschen eingeschrieben und liegen ihrem historisch gewachsenen Selbstverständnis zugrunde.

Soziale und ökonomische Notwendigkeiten und Bedürfnisse sowie geteilte Lebens- und Verdrängungserfahrungen führten also dazu, dass die Gruppe sich den öffentlichen Standort am „Zickenplatz“ dauerhaft aneignete. Die gewachsenen solidarischen und fürsorgenden Strukturen innerhalb der Gruppe unterstützen und erleichtern den Alltag der Mitglieder. Ihre Praktiken haben sich zu einer gemeinschaftlichen Lebens- und

Überlebensform verfestigt. Der „Stammtisch“ zeigt exemplarisch, wie durch eine informelle Aneignung eines öffentlichen Standorts mit einfachen Mitteln – einem Tisch, Festbänken und Stühlen – ein „Rückzugsraum“ geschaffen werden kann, der nach eigens festgelegten Ordnungs- und Verhaltensregeln funktioniert. Außerdem schafft sich die Gruppe mit der improvisierten Möblierung einen sicht- und beobachtbaren „Gegenraum“, der sich stark von normierten und standardisierten Aufenthalts- und Konsumzonen in öffentlichen Stadträumen unterscheidet. Die dauerhafte Präsenz des selbst gestalteten „Stammtischs“ an diesem zentral gelegenen Platz im gentrifizierten, touristifizierten und internationalisierten Graefekiez – aktuell blickt der „Stammtisch“ auf eine 15-jährige Geschichte zurück – verstehe ich als den (un-)bewussten Wunsch der Alteingesessenen aus dem Graefekiez nach Zugehörigkeit, sozialem Austausch und Anerkennung. Auf diese Weise nehmen die Menschen, ganz im Sinne Henri Lefebvres, ihr „Recht auf die Stadt“ wahr: „a demand ... [for] a transformed and renewed access to urban life“ (Lefebvre 1968/1996: 158). Als „KiezbürgerInnen“ tragen sie in der Sprache Lefebvres zur „Stadt als Werk“ (ebd.: 172–173) bei, indem sie sich einen öffentlichen Standort selbstbestimmt aneignen und in einen dauerhaften, gleichwohl prekären eigenen „Rückzugs- und Gegenraum“ transformieren, der bis heute vom städtischen Ordnungsamt geduldet wird. Darin erkenne ich das eigensinnige Potenzial des gemeinsamen „Herumlungerns“ am „Zickenplatz“.

Literaturliste

Breidenstein, Georg/Hirschauer, Stefan/Kalthoff, Herbert/Nieswand, Boris (2015): Ethnografie. Die Praxis der Feldforschung, Konstanz

Online-Duden (2017): herumlungern. Verfügbar unter: <http://www.duden.de/rechtschreibung/herumlungern> [23.4.2017]

Geertz, Clifford (1987): Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme, Frankfurt am Main

Lefebvre, Henri (1968/1996). „The right to the city“, in: Kofman, Eleonore/Lebas, Elizabeth (Hg.): *Writings on cities*, S. 63–181

Litscher, Monika (2017): „Wegweisung aus öffentlichen Stadträumen oder: Vom Umgang mit urbanen Vergnügungen und mit Risiken des Lebens“, in: Häfele, Joachim/Sack, Fritz/Eick, Volker/Hillen, Hergen (Hg.): *Sicherheit und Kriminalprävention in urbanen Räumen. Aktuelle Tendenzen und Entwicklungen*, Heidelberg, S. 129–150

Rolshoven, Johanna (2014): „Graz – Offene Stadt?!“, in: Rolshoven, Johanna/Klengel, Robin (Hg.): *Offene Stadt. Nischen, Perspektiven, Möglichkeitsräume. Reader zum Studienprojekt Open City*, Graz, S. 7–22

Der Stammtisch am „Zickenplatz“, 2018, Foto: Julia Weber